

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 8

Rubrik: Brief aus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Moonwatch ...

viele Seiten: Die ersten Satelliten dienten hauptsächlich dazu, die höheren Schichten der Atmosphäre zu erforschen. Biologische Satelliten untersuchen die Wirkung der Weltraumstrahlung und der Schwerelosigkeit auf das Leben. Wieder andere beobachten Sterne, die Sonne, den Mond oder die Planeten, auch die Erde selbst.

Die Mehrzahl der Satelliten aber dient militärischen Zwecken. Es ist bekannt, daß wir über die russischen Weltraumprojekte nicht allzuviel wissen, was allerdings auch darauf zurückzuführen ist, daß vieles nur in russischer Sprache publiziert wird. Aber auch bei den Amerikanern werden etwa vier Fünftel der Satelliten für geheime Zwecke eingesetzt.

Von Satelliten aus lassen sich noch 30 Zentimeter große Objekte auf der Erde fotografieren, Infrarotkameras erlauben sogar gewisse Nachtbeobachtungen, das Feststellen von Raketenstarts, von Bombenversuchen und unterirdischen Bauten. Aus solchen Satelliten sind auch die Wettersatelliten hervorgegangen, die unsere Wetterprognosen verbessern helfen.

Empfindliche Detektoren messen den Stromverbrauch von Fabriken und Städten.

Riesige aufblasbare Spiegel aus Mylarfolie könnten jeden beliebigen Punkt auf der Nachtseite der Erde mit Sonnenlicht beleuchten. Dieses Projekt ist keine Utopie mehr. Und wenn wir heute in alle Welt hinaus telefonieren, dann gehen unsere Gespräche oftmals über diese fliegenden Relais. Und bald werden auch die Radio- und Fernsehprogramme wirklich international. – Was ich damit sagen möchte? – Daß die Raumfahrt keineswegs hinter dem Mond stattfindet!



Brief aus

Bern

Besuche unter Grund

Liebe Leserinnen und Leser, während der Theatersaison begaben sich die Berner heute mindestens einmal in eines der Kellertheater. Diese haben sich eben in den Kellern unserer ehrwürdigen Altstadt eingerichtet und liegen bis zu zehn Meter unter dem Laubengpflaster. Das Faszinierendste an ihnen ist wohl die enge Tuchfühlung der Zuschauer untereinander und mit den Schauspielern. Es bedarf keines besonders gut durchtrainierten Körpers, um von den vordersten Sitzen aus die Füße auf der Bühne zu deponieren.

Dank einem glücklichen Zufall erhielten meine Frau und ich Eintrittskarten zur schweizerischen Erstaufführung des Stücks «Amerika Hurra» von Jean-Claude van Itallie in der «Rampe», Kramgasse 55. Nun, wir hatten uns zwischen parkierten Wagen zum schmalen Eingang des einzigen Theaters in Bern gezwängt, das nicht mit öffentlichen Mitteln subventioniert wird (so erzählt es der Leiter). Vorsichtig waren wir die beängstigend steile Treppe hinunter gestiegen, peinlich darauf bedacht, den Kopf nirgends anzuschlagen. Die Garderobe – ohne Garderobière, dafür mit allerlei altem Bühnengerümpel angefüllt – war bereits dermaßen verhängt, daß mir nichts übrigblieb, als unsere Mäntel über eine an die Seitenwand gelehnte wacklige Kulisse zu legen.

Noch einige Stufen tiefer standen wir endlich im Zuschauerraum – Decke und Wände dunkel getüncht, überall lose Kabel und Leitungen, ein-

zelne Spinnweben. Erhellte wird das Gewölbe von einem alten Kronleuchter, dessen Glas wohl ehemals weiß gewesen ist, sowie einer Deckenlampe aus Urgroßmutters Stube. Links und geradeaus befinden sich die nach hinten ansteigenden Tribünen, die knapp hundert Personen Platz bieten. Die Bühne, aus einfachen Holzbrettern zusammengenagelt, nimmt fast ein Viertel des ganzen Raumes ein.

Nachdem wir auch unsere Plätze gefunden hatten, versuchten wir krampfhaft, es uns auf jede erdenklische Weise bequem zu machen, aber die Knie drückten unweigerlich gegen die harte Vorderbank. Dafür hatten wir erfreulich viel Zeit, unseren Blick in aller Muße über den gegenüberliegenden Teil des Publikums schweifen zu lassen, wo wir einige Bekannte entdeckten.

Das Stück, im Stil der Aufführung an das Living Theatre erinnernd, verblüffte durch die Einfachheit der Ausstattung. Die Schauspieler trugen gewöhnliche Straßekleidung, und das Bühnenbild bestand aus etwa dreißig weißgestrichenen Schemeln. Der Bühnenboden war als amerikanische Flagge angemalt. Das Stück schilderte das verflachte Leben des Durchschnittsamerikaners inmitten einer technisierten Umwelt, der gegenüber er zu apathisch geworden ist, um sie noch verstehen zu wollen. Er lebt, innerlich vereinsamt, mit dem Fernsehapparat in seinen vier Wänden.

Einen Abend ganz anderer Art verbrachten wir im modernsten und komfortabelsten Kellertheater Berns, dem «Theater am Käfigturm». Schon der Weg dahin ist bedeutend weniger abenteuerlich. Man braucht die schützende Laube nicht zu verlassen und schreitet direkt über moderne, breite Treppen in die Tiefe. Den Lift würde ich nicht empfehlen. Es entginge einem die Möglichkeit, die geschmackvoll dekorierten Schaufenstervitrinen der verschiedenen Geschäfte im Karl-Schenk-Haus zu bewundern. In ungefähr zehn Metern Tiefe findet man den verheißungsvollen Theatereingang. Im Vorraum stehen keine Ku-

Brief aus Bern

Schweizerdeutsch oder

Von Rudolf Schwarzenbach

lissen herum, sondern in angeregte Gespräche vertiefte Besucher. Der Zuschauerraum gemahnt an ein modernes Kino. Auch lange Beine finden bequem Platz, die Sitze sind weich.

Hier genossen wir Georg Kreislers und Topsy Küppers' neuestes Programm «Protest nach Noten». Auch Kreisler kann sich offenbar der neuen Welle des Protestes nicht verschließen. Doch muß ich ihm zugute halten, daß seine Art trotz manchmal beißendem Zynismus zum Schmunzeln anregt. Wohl erstmals wird von einem Künstler – eingebaut ins abendfüllende Programm – die Kunstkritik prinzipiell angegriffen: die Zeitungen hätten über kulturelle Ereignisse im Gegensatz zur bisher geübten Praxis keine Kritiken mehr zu schreiben, sondern lediglich darüber zu «berichten». Meines Erachtens sollten die Zeitungen gerade auf diesem Gebiet eher mehr Akzente setzen.

Einmal würde ich Ihnen auch einen Besuch an der Junkerngasse 37 empfehlen. Jeden Freitag um 20 Uhr 30 wird da etwas geboten, wozu trotz nonkonformistischem Gebaren ein Eintrittsgeld von zwei Franken erhoben wird. Aber von etwas müssen die Leute ja schließlich leben! Das Vortragsthema des Abends, zu dem wir gekommen waren, lautete: «Wie „verreisten“ die Hexen? – Gab es eine magische Pflanzenkunde (Metabotanik)?» Der Referent hielt vor einem eher spärlichen Publikum einen denkbar schlecht vorbereiteten Mundartvortrag über Drogen und Hexen. Er wollte damit, wie er mehrmals wiederholte, lediglich «Facts» für eine Diskussion liefern, die dann leider wegen der typisch bernischen Zurückhaltung der Anwesenden nicht stattfand. Dafür weiß ich jetzt, daß ein Leben ohne Drogen kaum mehr möglich ist und Haschisch nicht kreativ wirkt, lediglich steigernd. Ein Zuhörer exemplifizierte: Wenn ich meine Steuererklärung ausfülle, nehme ich Haschisch; dank der steigernden Wirkung produziere ich sie gleich zehnfach. So!

Untergründige Grüße von
Ihrem Urs Berner



in Architekt hat zwei Schulhäuser gebaut, eines in Sargans, eines in Niederurnen. — Nun plant er die Schlüsselübergabe-Reden. In Sargans erkundigt er sich und bekommt die Auskunft: Ja, man spreche schriftdeutsch, der Schulpräsident pflege es so zu halten und der Vertreter des Erziehungsdepartements ebenfalls. Und so ist es denn auch.

Drei Wochen später fährt er nach Niederurnen, zwar in den Nachbarkanton, aber keine fünfzig Kilometer weit weg. Die zweite Rede, wohlabgestimmt, schriftdeutsch, in der Tasche. Nun spricht auch hier der Schulpräsident — schweizerdeutsch; der Erziehungsdirektor — schweizerdeutsch. So übersetzt halt auch der Architekt, so gut es geht, ab Blatt ins Schweizerdeutsche.

Man braucht nicht einmal den Kanton, ja nicht einmal den Ort oder den Anlaß zu wechseln, um solche Beobachtungen anzustellen. In ein und derselben Zürcher Vorortsgemeinde, in der gleichen Vortragsreihe über Kindererziehung habe ich erlebt, wie sich ein erster Arzt entschuldigte, daß er schweizerdeutsch spreche, ein zweiter, eine Woche später, daß er das Schriftdeutsche wähle. — Die Fragen der Schulhausarchitektur sind nicht einfach, die der Kindererziehung noch weniger; die Spielregeln, denen unser öffentlicher Sprachbrauch folgt, mögen da ungefähr die Mitte halten.

Der Berner hats einfacher

Daß Unterschiede von Gegend zu Gegend bestehen, läßt sich auch am Beispiel unserer Parlamente veranschaulichen. Erst kürzlich hat der Berner Große Rat wieder seinen Willen bekundet, daß er, soweit sich nicht Abgeordnete aus den welschen Landesteilen des Französischen bedienen, am Berndeutschen als Verhandlungssprache festhalten wolle. Auch in den heutigen Landsgemeindekantonen sowie in Schwyz, Uri und Baselland wird schweizerdeutsch debattiert, während in Baselstadt, Luzern, Zug und Zürich, in Sankt Gallen, im Thurgau und in Graubünden Schriftsprache üblich ist. Nicht unangefochten allerdings: ein Basler Schützenvereinspräsident schreibt mir beispielsweise, er könne nicht begreifen, warum der Große Rat seines Standes noch an diesem alten Zopf festhalte (obwohl ein entsprechender Antrag im Rat schon 1954 abgelehnt worden ist).

Im Zürcher Kantonsrat hatte zwar 1938 der nachmalige Bundesrat Streuli demonstrativ Dialekt zu sprechen begonnen, doch blieb es nach einer lebhaften Auseinandersetzung bis heute beim Schriftdeutschen, im Gegensatz zum Stadtparlament, wo sich seit Adolf Guggenbühl's Vorstoß im gleichen Jahr eine gemischte Praxis durchgesetzt hat. Nur mehr knapp die Hälfte der Ratsherren halten sich heute durchwegs ans Schriftdeutsche, während ein Drittel vorwiegend und die restlichen wenigstens gelegentlich Mundart sprechen.

Je weiter man in die Ostschweiz kommt, um so selbstverständlicher gilt in den Räten das Schriftdeutsche: im Winterthurer Gemeinderat war eine Zeitlang der einzige, der Mundart sprach, ein niedergelassener Ber-